

Auf der Reise . . .

Erfahrungsbericht eines Theologiestudenten 1980

Von Michael J. Rainer

Acht Semester Studium liegen jetzt hinter mir – genug Zeit, andere Studienfächer abzuschließen, genug Zeit, das Theologiestudium längst gesteckt zu haben, genug Zeit, erst richtig Spaß an der Sache zu finden. – Wie kam es dazu, daß ich mich als Achtzehnjähriger für dieses Studium entschied? Welche Erfahrungen habe ich dabei gemacht? Und wie verhielten sie sich zu meinen Erwartungen? Welche Kritikpunkte treten – jetzt vielleicht deutlicher als damals – ans Licht? Aber auch: Welche positiven Konstellationen haben mich gehalten und getragen? Was fesselte meine Interessen, wurde das Erkenntnis leitende Prinzip beim Studium auch zu meinem eigenen Lebensprinzip? – Wer oder was sprach mich an, so daß auch ich andere ansprechen kann? Darin nämlich sehe ich einen der Hauptpunkte im Bereich des priesterlichen Dienstes von Verkündigung und »Seelsorge«.

Über all das will ich im folgenden, ausgehend von mir und dabei zugleich für andere und von anderen sprechend, nach-denken.

Drei Orte sind bisher wesentliche Stationen auf meinem Weg: Fulda, Paris und Tübingen. In Fulda verbrachte ich davon die längste Zeit – neun Jahre auf dem Gymnasium, dann zwei Jahre im dortigen Priesterseminar (Theologenkonvikt und Priesterseminar in einem Haus).

Fulda: Warum ging ich dorthin? Was erwartete ich?

Dazu fällt mir ein: Fulda – Ort der Ausbildung für die ca. 50 Priesteramtskandidaten der Diözese; Seminar – Selbstfindung und Vorbereitung auf den »Dienst« in Gemeinschaft, das heißt in gemeinsamem Suchen, gegenseitigem Stützen und offenem Austauschen; Zusammenleben in einer pluriformen Gruppe, da Studenten vom 1. bis 12. Semester dort wohnen; Studium in der überschaubaren und von persönlicher Beziehung geprägten Hochschule; über das Formelle hinaus Kontakt zu Hausleitungen (Regens und Spiritual) und Professorenkollegium; unkomplizierte Verbindung zur Bistumsleitung (zum Beispiel sucht der Bischof einmal wöchentlich das Seminar auf). So kam ich nach Fulda, um den Weg zum Priestertum anzugehen in der frei gewählten Verbindlichkeit eines neuen Bezugsrahmens, wozu auch eine Loslösung von vorhergehenden Verpflichtungen in Familie, Pfarrjugend usw. gehörte.

Was erwartete mich dort?

Ehrlich gesagt: Der Übergang war abrupt; dabei fiel mir das Einfügen in das Seminarleben mit seinen eigenen Abläufen und starr erscheinenden Ordnungen noch schwerer als der Zugang zum Studium.

a) Zunächst, da durchgehend »propagiert«: Seminar als »Wüste«, das heißt Ort des Nachdenkens in bewußter Trennung von außen, Stätte der stillen Vorbereitung im Gebet, geistlicher Betrachtung und gemeinsamer Übung oder in ruhigen persönlichen Gesprächen mit Spiritual und Regens. Doch: Diese Stille konnte als aufgezwungene Grabesstille wirken, gerade für uns jüngere Studenten, weltverbunden und lebenshungrig, wie wir waren. Gesprächskreise, Rekollektionen sowie gemeinsame Unternehmungen (Sport, Fahrten . . .) brachten etwas Luft. Diese Konzentration auf »uns, die wir uns auf den priesterlichen Dienst vorbereiten«, eine sicher nicht in böser Absicht gedachte, aber doch vollzogene sofortige Vereinnahmung von Anfang an, konnte erschrecken, zeitweise sogar abschrecken. – Sicher wollte ich einen verbindlichen Weg einschlagen, war zu Konkretheit bereit . . . Doch: Wo blieb das Eingehen auf unsere ganz persönlichen Motivationen und Hintergründe, das offene Zur-Kennntnis-Nehmen unserer ureigensten Fragen? Wie wurde das »Abholen dort, wo die Menschen stehen«, bei uns versucht?

Jeder ging so seinen Weg, vorsichtig und tastend, zum Beispiel in bezug auf spirituell motivierte, aber wenig transparente Gruppen, was die Ausrichtung des »geistlichen Lebens« betrifft. Zwischenbemerkung: Für einen Neunzehnjährigen ist es meines Erachtens unmöglich, das Stundengebet zu absolvieren wie ein Kandidat kurz vor der Weihe. Dazu kommt ein weiteres: ich wollte diese »puncta« nie als eine lästige Pflichtübung hinter mich bringen, sondern echt und ganz mit-voll-ziehen. Wie geht das aber ohne kontinuierlich einfühlsame Hinführung? – Fünf von uns elf Kurskollegen waren »Spätberufene«, schon vertraut mit Vesper und Laudes, Hausleben und Liturgie; wir versuchten es mit ihnen, den anderen nach! Auch Alternativformen durften geprobt werden. Doch wie ätzend und polemisch war oft nachher die Kritik, weil einer es anders machen wollte, weil einer anders sein wollte. Saß er nicht so fest im Boot oder war er nicht so festgefahren? Was fehlte ihm, wenn er andere Formen brauchte?

b) Das Seminar als »Begegnungszentrum«, aus dem oben Angedeuteten ersichtlich und von größter Bedeutung. Denn gerade das Seminar hat seine Chancen, als Diskussionsforum in überschaubarer Runde, als Markt der Möglichkeiten ehrlich gewagter Versuche, neue Wege zu beschreiten, neue Formen zu finden, in einer Liturgie, die zu ganz-menschlicher Beteiligung einlädt, in einem Kommunikationsfeld, das helfen könnte, die Masken und Mechanismen abzubauen, anstatt sie zu verstärken, durch Einübung in Gemeinschaft das Umgehen mit Menschen zu erlernen und zu verfeinern – gerade auch mit »unbequemen« – anstatt auf Gruppen von gleichgesinnten Sympathisanten auszuweichen. Vor dem »Um-gang« stehe stets: »Ein-gehen« auf; das setzt voraus: sich öffnen, aus sich heraus-gehen und auf den anderen zu-gehen.

Wer dies jetzt nicht übt und wagt, wie soll er es später können? – Wieder ein »Pfarrherr« mehr, wo unsere Gemeinden doch »Pfarrer«, Partner und Pastores, Diener des Wortes und »Mitarbeiter an der Freude« brauchen! Eine harte Erfahrung: Wie wenig Sensibilität füreinander, gerade auch für die Nöte des einzelnen; für berechnete Anliegen und Fragen, wie wenig Ermunterung und Bestätigung oder gar Aufforderung zu Kritik und ernster Auseinandersetzung! – Ist das »Friede, Freude . . .?«

Woran »krankte« das Ganze? Sicher *auch* am mangelnden Engagement des einzelnen, sich couragiert in der Gesamtgruppe zu äußern, einzusetzen und damit auch zu

riskieren; dazu an zu sehr auf äußere Vollzüge ausgerichteter Kontrolle seitens der Seminarleitung anstelle von wohlwollender, evtl. sogar individueller Begleitung; an zu inflexiblen Abläufen, die stets zudem auf die Gesamtkommunität bezogen sind (Ausnahme: Gesprächskreise).

Das Seminar – als internes Begegnungsforum – scheint mir durchaus sinnvoll, wenn es zu einem Ort wird, wo etwas »spielt«, wo Kommunikation in horizontalen *und* vertikalen Milieus, das heißt in der Gesamtkommunität *und* in mehreren Gruppen (wie Kursgruppe, Equipe, Team mit pastoralem oder spirituellem Schwerpunkt usw.), immer wieder versucht wird; wo bei durchaus regelmäßigen Gelegenheiten die Verantwortlichen *und* Studenten zu Wort kommen können. (Beispiele: 1. Dienstag im Monat Regentenabend über Fragen der »Hauspolitik«; eine Woche später ein Abend mit dem Bischof über Situation der Diözese usw.; sodann am 3. Dienstag Gespräch mit dem Subregens über hausinterne Abläufe . . . ; schließlich Anregungen für ein spirituelles Monatsthema von seiten des Spirituals.) Jeder von ihnen hat ja weiter die Möglichkeit, in Gruppen oder Einzelgesprächen Fragen oder Anregungen entgegenzunehmen sowie in den Gottesdiensten Impulse weiterzugeben.

Genügt es jedoch, nur im eigenen Kreis Vorstellungen zu entwerfen und Entwürfe vorzustellen und zu diskutieren, ohne gezielt und gleichzeitig nach »außen« zu treten und »Außeneinflüsse« mit hineinzunehmen in die »Hauswelt«? – Seminartage und Eintagesexkursionen sind bestimmt ein Anfang, ein regelmäßiges oder zumindest häufigeres Engagement außerhalb des Hauses wäre meines Erachtens eine durchaus sinnvolle Weiterentwicklung – zumal in Fulda-Stadt zur Zeit keine Kapläne mehr eingesetzt werden können. Das Seminar als »pastoral-spiritueller Lern- und Begegnungszentrum« – mit Außenwirkung bei gleichzeitiger gründlicher Reflexion, das könnte realistischer und motivierender sein als ein Seminar als Insel und als »kirchliches Ghetto«, in der dauernden Gefahr, sich zu einer »liturgisch-klerikalen Käseglocke« zu entwickeln. Es geht bei diesem Außendienst nicht darum, andere zu versorgen oder »Laienengagement« überflüssig zu machen, sondern darum, Zusammenarbeit mit anderen zu lernen und die »Früchte« davon in das Seminarleben hineinzutragen. Die zu große Distanz zur »Welt draußen«, zu der, wenn Eigeninitiativen unterbleiben, so gut wie keine Verbindung und Vermittlung bestehen, muß überbrückt werden.

Ein konkretes Beispiel aus der eigenen Erfahrung: Um diese Kluft zwischen Seminarwelt und normaler Außenwelt zu überwinden, kümmerte ich mich – mit anderen – um den Aufbau der Jugendarbeit in meinem Heimatdekanat, eine dankbare Aufgabe, zugleich notwendiger »Rückbezug zur Basis« und willkommene Möglichkeit, Studium und Reflexionen aus dem Seminar einmal umzusetzen und zu konkretisieren. Die daraus kommenden Erkenntnisse wirkten wiederum anregend auf meine Art, im Seminar zu leben sowie das Studium anzugehen.

In ähnlicher Weise den Eigeninitiativen des Studenten überlassen – und damit leider oft unterlassen –, blieb das Verhältnis *zwischen Seminar und Priestern* im seelsorglichen Dienst. Zwei Fragen stellen sich bei mir ein: Sollte es nicht möglich sein, ungezwungen und angstfrei einen derartigen Austausch anzuregen, der mehr »privatfreundschaftlich-brüderlich« und weniger offiziell bestimmt ist? Und das »Hineinwachsen in das Diözesanpresbyterium« wirklich nur Sache der einen Seite, der Seminaristen, so daß Priester nur bei Kursen, Exerzitien oder Bischofskonferenzen im Haus anzutreffen sind? Wie förderlich für eine realistische Sicht der Lage und zu-

gleich wie stimulierend für eine umfassend gesehene und ernst genommene Ausbildungsphase könnte ein häufigeres Begegnen sein, wo Erfahrungen ausgetauscht und Erkenntnisse weitergegeben werden, ohne daß man der Versuchung der Selbstbeweihräucherung erliegt?!

Ich bin überzeugt, all das – noch dazu: persönlicher Kontakt und auch offener Austausch mit Studierenden anderer Fachbereiche (entfiel in Fulda), intensivere Begegnung mit Laientheologen, verstärktes Engagement in ökumenischer Richtung, Einbringen von Praktikumserfahrungen in die Seminargemeinschaft, Reflexion über Eindrücke der Außensemester – all das könnte eine wohltuende Wirkung auf das Leben im Seminar haben. Es sollte von 3 Faktoren bestimmt sein, die es in eine lebendige, gegenseitige Vermittlung zu bringen gilt: das Studium (a), die Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit (b) und die Herausbildung einer grundlegenden Spiritualität (c).

a) Das Studium der Philosophie und Theologie

Dabei ist die Scholastik nicht der alleinige Ausgangspunkt. Tendenzen der Gegenwartsphilosophie und dabei die vielschichtige, oft verzweifelte Frage nach dem Sinn menschlicher Existenz – nicht zwingend identisch mit der Frage nach Gott, schon gar nicht gleichzusetzen mit der Frage nach dem Gott der christlichen Offenbarung der Tradition – sollten verstärkt berücksichtigt werden. Ein offenes Eingehen auf die verschiedenen Strömungen in Philosophie und Geistesgeschichte, einschließlich Vertreter wie Kierkegaard, Nietzsche, Sartre oder der Frankfurter Schule usw., ist dringend erforderlich. Dabei sind religionsphilosophische Erwägungen – mit fundamentaltheologischem Kolorit – in einer weiteren Reflexionsphase durchaus von Bedeutung. Eine gut fundierte Darstellung der geistesgeschichtlichen Richtungen und Epochen, jeweils im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung gesehen, könnte erhellend sein – auch für gegenwärtige Evolutionen und Tendenzen. Weder eine Spekulation um des schönen Gedankens willen noch eine Faktenanhäufung ohne innere Verbindungen erreichen den Studenten in seiner *eigenen* Fragestellung, ja zielen leider nur zu oft an ihm vorbei, was doppelt bedauerlich ist: einerseits werden wertvolle Inhalte gar nicht aufgenommen, weil »geheimnisvolle« Terminologie und unklare Systematik den rechten Zugang erschweren; andererseits bleibt der einzelne Student in seinem eigenen, spezifischen geistigen Hintergrund ungefragt bzw. alleingelassen.

Im günstigsten Fall wird der Studierende so geführt, daß er sich auf Gedankenbewegungen anderer einmal einläßt, daß er ihre Gedanken nachdenkt. Es unterbleibt die persönliche Implikation (weil er sich nicht eigene Gedanken zu machen braucht), genauso wie die Konfrontation mit »systemkritischen« Entwürfen oder Alternativlösungen. Es bleibt daher bei mäßiger Reproduktion und oft ungenauer, oberflächlicher Interpretation, da die innere Logik nicht aufgedeckt wurde. Auf diese Art wird ein höchst umfangreiches, oft unnötig großes Pensum auf Formalia oder Kompaktfakten komprimiert und reduziert – damit häufig gefährlich verkürzt, wenn nicht gar entleert!

Gleichen Tendenzen gilt es auch beim Kirchengeschichtsstudium zu wehren wie bei den biblischen Einleitungswissenschaften. Eine Konzentration auf wesentliche Entwicklungen und ihre Breitenwirkungen, dazu eine Zusammenschau mit erheblichen

Fakten der außerhalb der Kirchengeschichte entscheidenden Abläufe der Profangeschichte¹ wäre ein positiver Impuls gegen die allgemeine heutige Tendenz der Enthistorisierung!

Ebenso eine klare Darstellung der Forschungen der Bibelwissenschaft, eine kritische Würdigung und Sammlung der verschiedenen Richtungen und Einwände, soweit möglich konkretisiert an Texten, eine grundlegende Hermeneutik, eine Berücksichtigung der Erfahrungen der Studenten mit bestimmten Texten, ein breiterer Überblick über entscheidende religionswissenschaftliche Erkenntnisse, Wege und offene Fragestellungen würden hinführen zu einer fundierten, aber zugleich argumentativen Exegese, damit zu einer lebendigeren, menschlichen Verkündigung des Wortes Gottes².

Ein bewußteres Studium mit persönlicher Beteiligung der Studenten und der Professoren erscheint allerdings nur möglich, wenn bestimmte Vorbedingungen gegeben sind: ein allmähliches Hinführen zur Abstraktionsfähigkeit – sie darf und kann nicht vorausgesetzt werden –; gezielte Ausrüstung mit dem notwendigen Instrumentarium (zum Beispiel philosophische Grundterminologie: Begriffe weniger als Vokabeln, sondern mehr in ihrer Entstehung und Wirkgeschichte sehen lernen); eine vernünftige Regelung bezüglich des Sprachenstudiums³; grundsätzliche Anerkennung der menschlich-persönlichen Kompetenz des einzelnen, gerade auch in seinem eigenen Fragen- und Erfahrungshorizont; eine »dialogische Vorlesungsgestaltung«, wozu gerade eine kleine Hochschule einlädt!

b) Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit

Alle diese Studien, samt ihren Methoden und Inhalten gilt es nun, nicht vom Leben außerhalb des Seminars zu isolieren, sondern gerade das Gegenteil ist erforderlich und fruchtbringend: Studieninhalte und daraus gewonnene Reflexionen sind in dauerndem Bezug zu sehen bzw. zu setzen mit der Lebenswirklichkeit, in der wir alle stehen. Nicht nur Liebe, Friede, Geborgenheit . . ., sondern auch Leid, Krieg, Einsamkeit müssen Raum finden im christlichen Lebensentwurf. Daher ist eine offene Auseinandersetzung untereinander und mit Andersdenkenden nötig, denn es geht – auch in kleinen Dingen – aber nicht mit Pedanterie oder Totalitarismus – um den »Streit um die Wahrheit unseres Lebens«.

Es wäre hybride und verfehlt zu behaupten, die Antwort dazu immer schon parat zu haben und zu glauben, die »Mitte des Lebens« immer schon zu besitzen. Fragen

¹ Die politisch-religiöse Vorgeschichte der Reformation; oder die aufkommende Industrialisierung und ihre Impulse auf politisch-geistig-ethische Strömungen; oder: Die NS-Zeit in ihrer tieferen Problematik usw.

² In Seminaren könnte dazu eine Vertiefung durch typische oder frei gewählte Beispielstudien erfolgen (z. B. Untersuchung der Vorfälle von 1517–55 anhand von zeitgenössischen Texten aus verschiedenen Lagern . . . oder: Durchproben mehrerer exegetischer Methoden incl. materialistischer Exegese an signifikanten Texten; danach erst kritische Würdigung). Das Erlebnis des Exegetisierens, Philosophierens usw. in actu ist hilfreicher, wenn auch riskanter als Vorträge und vorschnelle Behauptungen.

³ Studenten, die Lateinisch und Griechisch, evtl. noch Hebräisch nachlernen sollen, beginnen ihr phil.-theol. Studium oft eigentlich erst im fünften Semester.

müssen als Fragen genommen werden, Antworten können keine weltfernen Rezepte oder stereotype Sprüche sein. Nur wenn wir Unterbrechungen im sonst so wohlgeschmierten Ablaufsystem zulassen, wenn Platz ist für Spontaneität, Kreativität, Individualität (»Sein gilt mehr als Haben«) und unvorhergesehene Situationen, wenn Auseinandersetzung und Differenz nicht als Machtkampf oder Entzweiung mißbraucht oder diffamiert werden, steht das Studium auch in echter Korrespondenz zum Leben. So kann es – wie dieses selbst – farbig werden. Gute Vorlesungen in Anthropologie, Psychologie und Religionspädagogik waren dazu ein Anfang; natürlich liegt der entscheidende Schritt, Querverbindungen zur Lebenserfahrung und Wirklichkeitsbewältigung herzustellen, beim Studenten selbst; doch es muß auch im äußeren Ablauf und im inneren Aufbau seiner Umgebung die Möglichkeit dazu bestehen.

c) Integration in eine persönliche Spiritualität

Diese Vermittlung ist vom Studenten selbst zu leisten – Impulse erhielt ich in Predigten (Regens u. a.), in Gesprächen (zum Beispiel mit dem Spiritual), in gezielten oder zufälligen Auseinandersetzungen mit Mitstudenten und Freunden, durch die Dekanatsjugendarbeit, bei Reisen und Rundfahrten . . . kurz: Begegnung, Besinnung und Bewußtheit versuchte ich zu integrieren in eine ganz persönliche Spiritualität, der ich auf Anhieb keinen »Titel« geben könnte. Empathie – und nicht Teilnahmslosigkeit, Offenheit und Weite – und nicht verschlossene Engführung. So erkannte ich allmählich, daß Offenheit eine konzentrierte Mitte braucht, daß Solidarität über Gesinnung hinausgeht, daß abgewogene Entschlossenheit keine egoistische Selbstdurchsetzung sein muß, auch: daß Jesus keiner der farblosen Mitte war, sondern daß er »anderes« war – und dafür wurde er, ganz Mensch als der Sohn Gottes, gekreuzigt. Mir wurde deutlich, daß wir unsere menschlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse erst einmal wahr- und ernstnehmen müssen (zum Beispiel Sexualität als positive Antriebskraft sowie als Sensibilitätsfaktor im Umgang mit anderen), bevor wir von Abtötung und Selbstverleugung reden.

Erst wer sich als ganzer Mensch, wie er ist, sehen und annehmen kann, weil er Annahme erfährt und sich zugleich immer schon angenommen weiß, kann anderen ebenso – und das heißt angemessen oder »christlich« – begegnen. Denn um das gelebte Zeugnis von diesem grundsätzlichen Angenommensein, von der unbedingten und endgültigen Zuneigung Gottes zu uns Menschen, die in Jesus Christus geschichtliches Ereignis wurde und die die Menschen zum Selbstsein befreit, darum geht es doch zentral im Christentum; davon sollte auch »Priesterausbildung« durchprägt sein.

Schnell kommen wir zu Fehlformungen, wenn notwendige Selbstannahme und berechtigte Selbstliebe als nebenrangig zählen. Folgen sind nur zu oft: unbewußte Projektionen, unglückliche Kompensationsmechanismen, falscher Heroismus, Aktionismus, Festhalten an Kleinigkeiten. Sie führen allerdings eher von der Wirklichkeit unseres Lebens weg als hin, hin zu einem angstfrei-gläubigen Verhalten in den verschiedensten Lebenssituationen. Gerade dies ist die Gefahr bei Berufszweigen, denen es »um die anderen« geht, sich selbst aus dem Blick zu verlieren!⁴

⁴ Es versteht sich von selbst, daß hier keiner gefühllosen Egozentrik oder ungeduldigen, süchtigen und intoleranten Ichbezogenheit das Wort geredet wird.

Fulda . . . Paris: Impressionen und Gedanken

Aus der wohlgeordneten Vorgeplantheit und Rundumversorgtheit des Seminarlebens führte mich mein Weg – nach einem vierwöchigen Betriebspraktikum mit Akkordarbeit in drei Schichten – weiter nach Paris, für mich Ort der Rückschau aus Distanz, Stätte neuer Erfahrungen, Erkenntnisse und Ausblicke.

Aus der frühen und steten Versuchung zu Selbstverschließung und Verabsolutierung des eigenen Standpunkts kann ich aber nur heraus, wenn ich die Türen öffne und offen halte, wenn ich mich ein-lasse auf anderes, wenn ich den sicher wichtigen Selbstbezug unterbrechen lassen und Raum geben kann für neue Beziehungen außer mir, nun außerhalb des gewohnten Rahmens, der mich zwei Jahre umgeben hatte. – »Das Wahre der Persönlichkeit ist eben dies, sich durch Versenktsein in das Andere zu gewinnen!«⁵ Hegels Resümee hat für mich seine volle Gültigkeit, wenn ich an diese Studienphase zurückdenke.

Der Wechsel war enorm; Die neue Umgebung nahm mich ganz in ihren Bann!⁶ – Das Gespür der Menschen füreinander, das trotz aller Großstadtanonymität und Geschäftigkeit immer zu bemerken war, die Aufmerksamkeiten, die vielen kleinen – nicht nur mir, einem Ausländer, gar einem Deutschen gegenüber –, der spielerische Umgang miteinander, das kreative Improvisieren in den verschiedensten Situationen, die stärker zum Ausdruck gebrachten Gefühle wie Lebensfreude, Sympathie, Trauer, gerade auch in Bereichen, wo bei uns der Mut zur Subjektivität als »Aufspielung«, »Überhebung der Eigenperson vor der Sache« und »Relativierung« und somit als »Untugend« abgelehnt wird (zum Beispiel in der Verkündigung), all diese vielen Dimensionen wirkten auf mich anregend und vermittelten mir ein intensiveres Lebensgefühl. Als ich nach drei bis vier Wochen die größten Sprachbarrieren überwunden und Kontakte gefunden hatte, wurde mir klar: der »Sprung ins kalte Wasser«, allein ins fremdsprachige Ausland zu gehen, würde sich lohnen.

Theologiestudent in Paris

Theologie sowie Studium überhaupt – Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit und: Integration in eine individuelle Spiritualität – waren auch in Paris Leitthemen meiner »Lehrzeit auf der Wanderschaft«, wenn auch unter stark veränderten Vorzeichen.

Um »mehrgleisig« zu fahren und um in der kurzen Zeit möglichst Einblick in verschiedene Hintergründe nehmen zu können, immatrikulierte ich mich an drei Lehr-

⁵ Hegel, Vorlesung über Phil. der Religion II/2 ed. Lasson, S. 81.

⁶ Diese Stadt, so farbenfroh und geschichtsträchtig, pulsierende Lebensfülle – in allen Schattierungen, diese Menschen aus allen Kontinenten und ihre Art zu leben, so unterschiedlich sie war, so wirkte sie doch viel leichter und ungezwungener als das, was ich kannte. Paris, nicht nur französisches Kulturzentrum und Weltmetropole, sondern auch Zentrum der französischen Theologie und ihrer verschiedener Stränge sowie Treffpunkt vieler Nationalitäten in ihrer Lebensart und Wirklichkeitssicht, somit auch Erleben von Weltkirche und Stätte unterschiedlichster Versuche, Zugänge zu einer glaubwürdigen und erlebbaren Verkündigung der Liebe Gottes zu den Menschen. – Nun wurde mir auch deutlich, in welcher Gefahr das Seminar stand, »Schneckenhaus« zu werden oder »Gewächshaus zu sein für Setzlinge von Rotbuchen, Trauerweiden oder Birken«!

häusern: in Priorität am Institut Catholique, zwar *école privée* aufgrund der Trennung Staat-Kirche (die einzige staatlich-theologische Fakultät ist in Straßburg), jedoch keine geschlossene kirchliche Hochschule (Studiengebühr für ein Studienjahr: 1920 Francs); dazu an der Sorbonne (Gebühr: 100 Francs) und schließlich noch an der Jesuitenhochschule Centre Sèvres, zugleich Zentrum für Weiterbildung der Laien und Spezialausbildung von Theologen.

Die Nahbarkeit der Professoren, ihr persönliches Engagement bei der Sache und das deutliche Interesse für die Hörer, das gute Verhältnis zu den Mitstudierenden, von denen die meisten einen höchst interessanten Hintergrund mitbrachten und davon mitteilten⁷, die Unkompliziertheit und Herzlichkeit, die häufige Unterbrechung der »Kommunikation in eine Richtung«, da ja auch die Hörer oft wichtige Fragen, Einwände oder Anregungen einzubringen hatten, all dies machte aus der Vorlesung einen Vorgang und Fortschritt, hin auf Wesentliches.

Der Ansatzpunkt bei Anfragen unserer Zeitgenossen, ob Christen oder nicht, letztlich bei unseren eigenen Fragen, sowie das Bemühen, Erkenntnisstand und Ergebnisse anderer Wissenschaften und Disziplinen (zum Beispiel Psychoanalyse, Archäologie, vergleichende Religionswissenschaft) in theologische Betrachtungsweise einzubeziehen, war mehr als Wissensvermittlung – Zugänge wurden eröffnet, so daß auch die Hörer Zugänge für andere schaffen konnten. Die äußere Situation der Kirche in Frankreich sowie der innere Aufbau erlauben keine akademische Theologie, die sich um abgerundete Systematik bemüht, an den Problemen der Gegenwart aber vorbei zielt, da sie an eine Vermittlung zu ihnen gar nicht denkt bzw. zu denken braucht.

Gerade in der Dogmatik, Moralthologie oder Exegese wirkten die Versuche durchaus treffend und waren auch ohne Konzentration auf geschichtstheologische Entwürfe oder »imago-dei-Lehre« usw. fundiert und überzeugend. Der Griff für die persönliche und später pastorale Umsetzung wird zwar nicht mitgeliefert, aber Halterungen für ihn sind vorgesehen.

Das persönliche Interesse der meisten Professoren an den Meinungen der Studierenden (parallel: Gemeindesituation; s. u.), der grundsätzlich vorhandene Freiraum für Diskussion und Gegenmeinung, den wir fleißig nutzten, das Kennenlernen der anderen Mitstudenten bei Gesprächen und gemeinsamen Unternehmungen, diese Faktoren ließen den einzelnen als Person hervortreten und gelten, wirkten so motivierend, die »Entdeckungsreise« fortzusetzen.

»Das Wahre der Persönlichkeit ist eben dies, durch Versenktsein in das Andere« und Voranschreiten mit anderen »zu gewinnen«! – Hier in dieser Umgebung, die so voller verschiedener Situationen und Impulse war, wurde mir bewußt, daß Schauen, Sich-Ergreifen-Lassen und Betroffenheit zwar grundlegend – auch für unser Studium – sind, daß es dabei aber nicht bleiben darf. Neben dieser keineswegs passiveren Handlungskomponente muß die Äußerung in Wort und Tat erfolgen, Klärung und Erklärung, Einblick nehmen und Einblick geben.

Beispiel Studium: In einem Seminar in Dogmatik ging es darum, einen Zugang zur Christologie zu finden; die Entwürfe und Vorstellungen von Chalcedon, Luther,

⁷ Erfahrungen aus anderen Berufen (mehrere waren vorher Lehrer, Arzt, Arbeiter, einer Generalsekretär einer Partei in einem Departement), aus anderen Studienzweigen (überwiegend psychologisch-philosophische, aber auch technische Disziplinen), aus mehrjähriger pastoraler Praxis, aus anderen Ländern (Nord- u. Lateinamerika, Asien, Afrika).

Nietzsche, Pannenberg und Cullmann, Kasper und Duquoc wurden gemeinsam erarbeitet und durchgesprochen. Danach ging es darum, daß die 12 Teilnehmer für die verbleibenden drei Seminarsitzungen ihre eigene Christologie entwerfen, ausarbeiten und vorstellen, evtl. verteidigen.

Reflexion und Artikulation sind unbestritten wichtig, doch beide in einem Entwurf zusammenzubringen und nur von der eigenen, subjektiv-persönlichen Kompetenz her zu kombinieren und zu fundieren, das war für mich etwas Neues, Faszinierendes. – Aber genau diese Herausforderung ist doch gerade an den (die) gestellt, der (die) in den Dienst der Verkündigung gehen will.

Die Sache wurde ein voller Erfolg; denn nun kannten wir uns noch besser, die Entwürfe spiegelten ja die verschiedene Eigenpersönlichkeit wieder, die dahinter stand – ein Afrikaner dachte und sprach anders als ein 30jähriger Franzose oder ein junger Deutscher – und alle hatten doch etwas zu sagen, mit-zu-teilen. – Die Eucharistie schloß die letzte Sitzung.

Oder: In einem moraltheologischen Seminar wurden nicht Fundamentalmoralen analysiert und diskutiert, jedoch fundamentale Aussagen gefunden oder gemacht – ausgehend von Texten, Kurzspielen usw., zu denen jeder aus seiner Erfahrung einbringen konnte. Man kam damit nicht in Plaudereien oder zu effekthaschender Selbstdarstellung – denn es war auch Platz für die eigenen Schwächen!, sondern das Wesentliche kristallisierte sich dabei unwillkürlich heraus; ging es um die Frage des Todes, der Euthanasie, der Sexualität oder der Geschlechtlichkeit von Behinderten – es war immer der Sinn, die »Wahrheit des Lebens« das Leitmotiv und hintergründige Thema.

Ausgehend von Erfahrungen, die als menschliche Erfahrungen reflektiert werden im Welthorizont des Glaubens und integriert werden in den Lebensvollzug aus diesem Glauben, leistet die Theologie lebendige Vermittlungshilfe zwischen »Erbtem« und Erlebtem⁸ und zugleich Verbindung zu den verschiedenen, kompetenten Disziplinen. So wird sie lebendige, dialogische Theologie.

Die enge Anbindung der »Lehrenden« an Gemeindepastoral und Arbeit mit Basisgruppen macht einen Monolog undenkbar! Daher sind nicht Wesensumschreibungen Gottes das Hauptziel, sondern eher eine versuchte Antwort auf die drängende Frage, *wo* Gott ist, das heißt wie er im heutigen Kontext als Wirklichkeit erfahren werden kann, *ob* unsere christliche Botschaft auch bei Erfahrungen von Leid, Tod und menschlicher Schuld noch etwas Wirkliches zu sagen hat, ob die Künder der in Jesus eröffneten Zukunft und Hoffnung, anstatt Vorträge an und über die Köpfe der Menschen zu halten, den Menschen wahrhaft in seiner Lebenssituation sehen und ansprechen, so daß das Christentum als positiver Entwurf für Weltbewältigung erfahrbar und so Sinnerhellung möglich wird. Es kann und muß dazu eingeladen werden, sich darauf einzulassen; Raum für die freie Äußerung des einzelnen sowie der Mut zum Zuhören, oder zum Ich-Sagen oder zu neuen Wegen sind gefordert⁹.

Die Zusammenarbeit der Priester in Equipes, das Zusammenleben in *vita communis*, das Zusammenwirken mit Laien in Sorge und Verantwortung, beim Planen und

⁸ Vgl. B. Quelquejeu: »D'une foi reçue, que je dus refuser . . . accéder à une foi voulue!«

⁹ Zum Beispiel hat ein Pfarrer im »Pigalle« eine Seelsorgsstelle aufgebaut, sein Restaurant ist Anlaufstelle für alle, die Hilfe brauchen, sein Gottesdienst offen . . .

Gestalten – oft über die Grenzen der Territorialgemeinde hinweg – verhindert u. a., daß der Priester zu einem »Einzelkämpfer« wird, gibt notwendigen Rückhalt und ermöglicht dabei ein Forum für »correctio fraterna«, Auseinandersetzung und Besinnung.

Durch zum Teil zufällige Bekannte hatte ich Kontakt zu Pfarreien der Innenstadt. Überrascht war ich über die Einfachheit, in der die ganze Arbeit verlief, über den oft weniger als schlichten Zustand der Kirchen, in denen aber dauernd jemand anzutreffen war, Kirchen, in denen es auch erlaubt war zu sprechen und nicht nur zu beten.

Beispiel: Eine Gemeinde in einer Hochhausiedlung im Süden. Um die Anonymität zu brechen und etwas von Gemeinschaft wachsen zu lassen, wurde die »liturgie de la parole« (Wortgottesdienst) um wesentliche Elemente erweitert: Der Begrüßung durch den Priester oder einen anderen Verantwortlichen folgt als nächstes der »échange des nouvelles« – Gelegenheit für jeden, Neuigkeiten, die alle oder einige betreffen, einzubringen. Nach der Verlesung der »Lecture« gehen alle von der hinteren Hälfte der Kirche, die als Begegnungsforum gestaltet ist, mit nach vorne für den weiteren Fortgang des Gottesdienstes, die Kinder stehen um Altar und Lesepult. Bei der Predigt versucht der Priester, Impulse zu geben, animiert seine Gemeindemitglieder, Gedanken, Erfahrungen und Hoffnungen zu den betreffenden Texten mit-zu-teilen.

Beeindruckt war ich über die allgemeine Lebendigkeit und Zeitnähe, die überall zum Ausdruck kamen, nicht zuletzt bei den Liedern – sie sind durchaus symbolisch für das Bemühen der französischen Kirche, Kirche für den Alltag der Menschen zu werden und zu sein, so von der Sonne christlicher Freiheit und menschlicher Gerechtigkeit etwas mehr aufgehen zu lassen in dieser Zeit.

Die Vorarbeit zu alledem, was ich hier nur skizzenhaft darstellen konnte, wurde weitgehend auf der Fakultät geleistet. Denn nicht nur »Profi-Kirchenleute« und solche, die es werden wollen, saßen auf den Bänken in den Hörsälen, sondern eben auch viele »Laien«, die sich – zumindest bei den Abend- und Samstagkursen – weiter einarbeiten wollten in theologische Thematik und Problematik¹⁰.

Durch Anregungen aus Vorlesungen, Gesprächen und Begegnungen wurde mir klar, daß theologische Bemühungen ihr Endziel nicht in schönen Spekulationen und dergleichen haben dürfen, die am Ende alles beim Alten lassen, sondern daß sie in immer neuen Versuchen dahin streben müssen, den Anruf und Aufruf des Christentums in unsere Zeit zu vermitteln. Dieser Ruf ist zugleich »Herausruf« aus verkrusteten Strukturen und Gottesideen, in denen der Mensch, wie er ist, keinen Platz – mehr – findet, und »Hineinruf« ist eine tiefere Gemeinschaft und Nachfolge Christi, die den Menschen in seiner *condition humaine* sieht, anerkennt und dabei mobilisiert, gegen

¹⁰ So kamen meine Mitstudenten, die sich dort auf das Priestertum vorbereiteten, gar nicht auf den Gedanken, »Funktionäre Gottes« zu werden – mit Wissensmonopol und unteilbarer Vollmacht. Übrigens wurde ich, als Deutscher, oft gefragt: »Toi, tu vas devenir un fonctionnaire?« – Ich verneinte wegen der Assoziationen, die das Wort Funktionär in unseren Ohren hat, mußte aber zugeben, daß Priester bei uns Kirchenbeamte mit dem 2- bis 3fachen Einkommen ihrer französischen Mitbrüder sind, daß Arbeiterpriester bei uns als extrem oder exotisch gelten . . . Es waren nicht nur Freunde von der JOC (Jeunesse ouvrière chrétienne) oder Mitstudenten von der »Mission de France«, die unsere deutsche Wohlstandskirche für bedenklich hielten. – Wir können natürlich schnell einwenden: Deutschland ist eben nicht Frankreich; oder »Die sind ja bloß neidisch und außerdem auch nicht so katholisch.« – Die Fragestellung bleibt, und sie verdient intensiveres Nachdenken, als hier möglich ist.

unmenschliche Mechanismen sensibel und aktiv zu werden. Ein derartiges Christentum in und aus gläubigem Realismus, fundiert auf einer »Theologie von Erfahrung zu Erfahrung«, hat seine Chance und Berechtigung für die Gegenwart und die Zukunft, in Frankreich, aber auch in Deutschland.

Intensives Studium der verschiedensten Strömungen, die vielfältige Konfrontation von Studium und erfahrbarer Lebenspraxis und die lebendige Integration in einer so bereicherten Spiritualität, diese drei »Haken« hielten mich bei meiner Klettertour in der »Bergwelt der Erfahrungen und Eindrücke«, zugleich erlaubten sie mir, voranzusteigen, die Perspektiven zu vergleichen, »neue Steine zu betrachten und abzuklopfen«. Nicht zuletzt will ich hier die Bedeutung von »Klettergefährten« erwähnen, die auf die drei genannten Bereiche nicht unerheblichen Einfluß hatten; sie animierten zu Vertiefungen des Studiums durch kameradschaftlichen Beistand, sie motivierten zu neuen Sichten und Schritten durch brüderliche Anfragen und väterliche Tips¹¹. Die Weggenossen aus fernen Ländern erinnerten, daß Deutschland, Frankreich und Italien nicht die Welt sind, die französischen Bekannten – oft Jugendliche aus einigen Pfarreien – machten klar, wo noch Fragestellungen liegen, die wenigen Deutschen ließen mich nicht vergessen, wo das eigentliche Einsatzgebiet lag.

Die Fuldaer Zeit sah ich in einem neuen Licht, der bergende Rahmen des Priesterseminars wurde mir bewußt, die Tatsache daß eigentlich immer Ansprechpartner da waren, manche Gelegenheiten, die wir ungenutzt verpaßten, aber auch die Mechanismen und teilweise unnötigen Abhängigkeiten traten klar ans Licht, dazu neue Impressionen: Wie kam es, daß man außer vorgedruckten Einladungen zu Rekolektionen und einigen Briefen von Freunden kein Lebens- und Interessenszeichen des Hauses vernahm, daß sich weder Studenten noch Verantwortliche des Hauses für einige Tage freimachen konnten, um die »Außensemester« vor Ort – oder an sonst vereinbarter Stelle – etwa gegen Ende des ersten Freijahres zu treffen (das gilt auch für andere Außensemesterkollegen)?

Neue Ansprechpartner fanden sich, wie schon erwähnt, schnell und in großer Vielfalt. Nicht geringen Anteil daran hatte das Haus, in dem ich wohnte.

Unter der Leitung von Redemptoristenpatres war es das Studienhaus, »Weltkirche unter einem Dach«. Jede Woche einmal bei der Mahlzeit, die ich dort einnahm, bei Gottesdiensten und den vielen kleinen Treffen tagsüber oder an Abenden gab es Gelegenheit, Einblick in die spezifische (Heimat-)Situation der Mitbewohner zu nehmen, offen Fragen zu stellen, Problempunkte zu diskutieren. Ein Kanadier und ein Spanier wurden mir Freunde, der erste war nach 15 Jahren Pfarreiarbeit freigestellt für ein »année sabbatique« – eine in Kanada durchaus gängige Praxis, der zweite promovierte gerade in Philosophie (über Bakunin), nachdem er ausführliche theologische und pastorale Studien hinter sich hatte, um zu rüsten für die Erwachsenen- und Bildungsarbeit seiner Diözese.

Das relativ hohe geistige Niveau, das nie ins Pathos von Selbstüberschätzung oder Überheblichkeit umschlug, sondern in einer äußerst dichten Kommunikation und sensiblen Umgangsweise miteinander zum Tragen kam, dazu die Leichtigkeit im Ange-

¹¹ Hier sei als Beispiel Yves Congar genannt, der sich zwei Stunden Zeit nahm, mich zum Thema einer Arbeit hinzuzuführen, der mir dadurch und dabei aber mehr vermittelte als nur gute Ratschläge für diese Arbeit.

hen und Meistern von Schwierigkeiten, die realistische, dynamisch-hoffnungsvolle Sicht der Situation aus einem unsere menschlichen Erfahrungen reflektierenden Glauben heraus, all das führte dazu, daß wir dem Gebirge aus Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten nicht tatenlos, ohnmächtig und erschlagen gegenüberstanden. Was wir erlebten, war so vielschichtig, daß ich nur einige Szenarios aneinanderreihen möchte: das Erleben von echter Kameradschaft, neue Freundschaften, u. a. mit einem Clochard, einem Wirt, oder einem 87jährigen evangelischen Pastor; ständiger Treffpunkt für Studierende in Paris war übrigens die internationale Studentengemeinde; dort engagierte ich mich allerdings nicht in festen, regelmäßigen Gruppen, um frei zu sein für meine – oft kurzfristigen – Stippvisiten und pastoralen Erkundungszüge in und um Paris. Begeistert war ich von den so verschiedenen Versuchen, gegen Einsamkeit, Anonymität, Sinnverlust, mechanisches Christentum usw. anzukämpfen, so auf diese Weise kleine Zellen der Menschlichkeit zu schaffen in dieser Zehn-Millionen-Metropole, die für viele Wüste, Gefängnis, Endstation ohne Anschluß, Elend ohne sichtbaren Ausweg, Ort von nie endendem Einerlei usw. ist. Mein Weg heraus aus den Mauern führte mich über wohlbeleuchtete Plätze auch in diese dunklen Ecken . . . und ich bin froh darum, denn gerade dort traf ich auch einige, die *nicht* tatenlos zusahen oder sich passiv hingaben (worin?), die bereit waren – als Christen – sich gegen diese graue Masse aus Absurditätsglaube, Ungerechtigkeit, Beziehungslosigkeit . . . aufzulehnen, z.B. durch die Schaffung eines Begegnungszentrums in einem dieser Viertel (wenn auch in einem Abbruchhaus), durch die Aktion »Quartier vivant« oder durch die Bemühungen der gemischten Kongregation von St. Gervais mitten in Paris; zu ihren Gebetszeiten übrigens eine volle Kirche, viele, die gerade vorbeikamen, lebendige Stille und Gemeinschaft fanden und erlebten, die wiederkamen . . . Gott ist auch in Paris nicht tot, denn die Menschen leben noch, sie sind noch auf der Suche (vgl. Kard. F. Marty bei einer Soirée in der überfüllten Notre-Dame: »L'église, est-elle perdue à Paris?«).

Rückschau auf Paris und Ausblick auf Tübingen

Studium der theologischen Strömungen, Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit und Integration in eine Gesamtspiritualität – das war in Paris für mich ein untrennbares Ganzes; Theologie hatte dann ihre Relevanz, wenn sie Anstöße für den gesamten Lebensvollzug überzeugend vermitteln konnte, dabei den Blick über binnenkirchliche Situationen hinausführte. »Charismatiker der Schwelle« haben dabei das Wort, genauso wie berufene Professoren, die den Bezug zum Leben, wie es ist, nicht verloren haben, oder Arbeiter, die nur durchhalten.

Zehn Monate Paris: sie waren nicht umsonst. Viele andere Orte bieten ähnliche Chancen, Lernangebote, neue Perspektiven zu wagen und zu erfahren, Einsichten ehrlich zu vergleichen und falls nötig zu revidieren.

Wo sollte ich meine Lehrzeit fortsetzen? Wo gab es neue Anregungen? Wo gab es das Klima, in dem es möglich ist, eigene Erfahrungen denen anderer offen gegenüberzustellen, ohne in einen »Konfrontationsdialog« zu geraten, theologische Ansichten zu äußern, ohne dafür »angeschossen« zu werden? Wo fanden sich Professoren, die aufgrund der Kompetenz ihrer Persönlichkeit und ihrer fachlichen Reife weitere,

echte Anstöße geben konnten? Verstieß es gegen »Demut und Gehorsam«, wenn ich noch nicht nach Fulda zurückkehrte? Meine Reise ging weiter nach Tübingen.

Warum nicht: Fulda–Paris–Fulda? Weil ich nicht pro forma ins Seminar zurückkehren wollte, zwar im Einklang mit Rahmenordnungen und Erwartungen der Verantwortlichen, aber gegen mein ehrliches, ganz persönliches Bedürfnis, die in den Vorjahren gewonnenen Einsichten und Erfahrungen – angeregt durch die Impulse an dieser lebendigen Universität – zu fundieren, kritisch zu prüfen und prüfen zu lassen. Voll eingedenk der »Vorentscheidung«, die ich mit dem Eintritt ins Fuldaer Seminar bewußt gefällt hatte, setzte ich den Ausbildungsgang fort; die Zeit zur »Vollentscheidung« sah ich noch nicht gekommen und wollte mich keinem unnötigen »Außen-, Reife- und Zeitdruck« aussetzen, sondern bewußt und frei meinen Weg suchen bzw. weitergehen, ihn notfalls engagiert zu erkämpfen. – Gespräche und Verhandlungen mit den Verantwortlichen in Fulda halfen, die Standpunkte zu klären, verdeutlichen, daß der Kontakt nicht gerissen ist, auch wenn eine – zumindest äußere – Distanz zwischen uns liegt.

Die Eindrücke der Pariser Zeit, die Erkenntnis, daß das Wesentliche wirklich in den Details liegt und spielt, dies stärkte mich darin, den Weg in einer vertrauensvollen Eigenständigkeit anzugehen bzw. fortzusetzen.

Das Leben in der Ruhe eines kleinen Dorfes am Fuße der Wurmlinger Kapelle oder im Treiben der Tübinger Uni-Szene, die Kontakte zu schwäbischen Mitbürgern – beim Skatspiel im »Adler« oder beim Kirchgang – oder die Begegnungen mit Studenten aller Fachbereiche und Richtungen, dazu immer wieder das gründliche Auseinandersetzen mit aktuellen Strömungen in der katholischen wie der evangelischen Theologie, all dies sorgt für Farbe und Schwung und verhindert dabei zugleich, daß wir uns ins studentische Ghetto oder weltferne Spekulationen verlieren. Der unkomplizierte Umgang mit Menschen anderer Herkunft, anderer Zielsetzung oder auch anderen Geschlechts fördert eine natürliche, gesamt menschliche Reifung, das bedeutet in diesem Fall speziell: eine tragfähige Basis für den evtl. späteren priesterlich-seelsorglichen Dienst.

Theologiestudium, gezeichnet vom eigenen Schwitzen kritischer Aneignung und nicht vermiedener Auseinandersetzung, gespeist aus den Quellen der Geistesgeschichte und Gegenwartsproblematik, (1) dazu die vom Studenten selbst zu leistende Vermittlung zur Lebenswirklichkeit – auf sie sollte Theologie ja immer hinzielen – (2) und schließlich Hineinnahme all dessen in eine lebendige Gesamtspiritualität – in das Bemühen um einen wachen und wahren Gottbezug, der den Menschen nicht aus dem Auge verliert – (3), in dieser Dreipoligkeit sehe ich demnach auch meine Tübinger Lehrzeit.

✱

Die Zur-Kennntnis-Nahme der Bedeutung dieser Dreipoligkeit für die Ausbildung, die Anerkennung mehrerer verschiedener Bezugsebenen und die Förderung von »horizontalen und vertikalen Milieus« nebeneinander, eine weniger von Ängstlichkeit und mehr von Vertrauen geprägte Haltung bezüglich neu gewagter, ernstgenommener Wege zum priesterlichen Dienst sollte in künftigen Rahmenordnungen nicht ohne Niederschlag bleiben bzw. bei der Handhabung vorhandener »Richtlinien« Raum und Ausdruck finden.

Um der erweiterten Fragestellung unserer Zeit, die über die je verschiedene Problematik der Haussituationen genauso hinausgeht wie über vorgefaßte, abgeschlossene theologische oder pastorale Konzepte, gerecht zu werden, sollten Seminare und Theologiestudien mehr sein als kirchliche oder intellektuelle Ghettosituationen.

Folgender Definitionsversuch würde über das Seminar, seine Möglichkeiten und Aufgaben, in etwa das zum Ausdruck bringen, was ich im vorausgehenden »öffentlichen und offenen Nachdenken über meine vier Jahre Wanderschaft« anzudeuten suchte: Seminar = motiviertes Studentenwohnheim mit spirituellem Angebot und mit Apostolatsauftrag.

Jeder Student bringt hier seinen ganz besonderen Hintergrund mit und ein, seine Motivationslage, die ihn bewogen hat, den Weg zum priesterlichen Dienst zumindest zu versuchen, seine ganz eigenen Erfahrungen und Fragen, Vorstellungen und Erwartungen. Ein Studium, in dem die verschiedenen Strömungen und Zugänge bezüglich einer bestimmten Thematik und Problematik aufgezeigt bzw. gemeinsam erarbeitet werden, sowie ein vielfältiges, abgestimmtes spirituelles Programm (als Angebot), indem zugleich offene Reflexionen und »geistliche« Anstöße aus dem Studium und aus der Lebenserfahrung zusammenkommen, diese Dreipoligkeit wird dazu beitragen können, daß das Seminar wieder zu dem werden kann, was es wirklich sein könnte: Stätte einer lebendigen Gemeinschaft, in der etwas zwischen den Menschen spielt, ein Milieu, in dem etwas von dem versucht, gelebt und so erfahren wird von dem, was das Christentum in der heutigen Zeit der kritischen Herausforderung Positives einzubringen hat, eine Pflanzstätte (»seminarium«), an der keine Setzlinge gedeihen sollen wie in einem Gewächshaus, sondern wo junge Menschen zu überzeugenden, das heißt fundierten und offenen Persönlichkeiten werden können. Daß Herausgehen aus den bergenden Mauern dabei grundsätzlich mehr fördert als gefährdet, daß lebendiger Außenbezug (»Apostolatsauftrag«) für einen echteren Lebensbezug unverzichtbar ist, sollte aus dem hier Dargelegten deutlich geworden sein.

Abschließend bleibt als wünschenswert festzustellen, daß das Seminar – gerade im Sinne einer konstruktiven Ausbildung zum priesterlichen Dienst – nicht als alleinige Ausbildungsstätte verabsolutiert wird, sondern daß andere eigenständige Wege, die nicht immer leichtere Wege sind, auch weiterhin bzw. überhaupt ihr Recht bekommen.